Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 28

Artikel: Columbien [Schluss]

Autor: Röthlisberger, Manuel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641378

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Doch, gib sie mir! Wir teilen: ich will die Kette tragen, und dich soll das Amulett behüten, bis —"

„Bis ich ein Mann bin," jauchzte aus ihm alle befreite junge Kraft, „bis ich's erstritten habe, erkämpft, errungen!"

Wieder breitete er die Arme aus wie damals, aber nicht mehr der unbestimmten Sehnsucht, sondern der Geliebten entgegen, die in gläubiger Jugend vor ihm stand, vor der sein Gefühl sich löste und groß und stark wurde und ihm die besten Kräfte wachsen ließ, dem Leben, der Zukunft, dem schaffenden, strebenden Glück entgegen.

— Ende. —

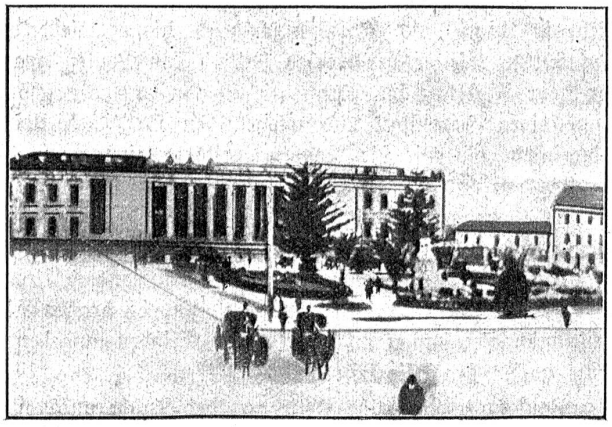
Columbien.

Eine Fahrt in die columbianischen Llanos.

Von Manuel Röthlisberger. (Schluß.)

Noch ist es dunkel, als wir mit Sack und Pack auf den Bongo übersiedeln. Kurz darauf stößt Don Melitón in ein seltsam geformtes Muschelhorn und kündigt damit die Abfahrt an. Lautlos gleiten wir auf den nächtlichen Fluß hinaus. Die drei Schiffsknechte schieben, auf dem Vorderteil des Bongo hin und her laufend, das Boot mit langen Stangen vorwärts, Don Melitón steht hoch aufgerichtet am Steuer und zu seinen Füßen hocken mein Bruder und ich sowie die beiden gestern für die Flußfahrt gewonnenen Reisebegleiter.

Bei Tagesanbruch befinden wir uns auf dem schon breiten Fluß mitten in der herrlichsten Wildnis. Hoher undurchdringlicher Urwald begleitet uns zu beiden Seiten. Häufig sind entwurzelte Baumriesen in den Fluß hinunter gestürzt und scheinen die Durchfahrt versperren zu wollen. Aber mit geschickter Hand weiß Don Melitón das Boot durch alle Fährnisse zu lenken. Stellenweise sind aber die im Wasser eingerammten Baumstämme so zahlreich, daß der schwer beladene Bongo seinem Verhängnis nicht entgeht und krachend auffährt. Dann müssen Besatzung und Passagiere sich der Kleider entledigen und ins Wasser springen, um mit gemeinsamen Kräften das Boot zu heben und wieder flott zu machen. Vergessen sind dabei alle schaurigen Geschichten von Krokodilen, elektrisch geladenen oder Fleisch fressenden und den Menschen angreifenden Fischen — Kopf voran stürzen wir uns in die kühlen Fluten und erregen damit die kindliche Bewunderung der Indianer, die solches bei Weißen noch nie gesehen haben. Weiter geht es



Das Kapitol in Bogotá.

fröhlich flußabwärts, dem nächsten Hindernis entgegen, das gewandt umschifft wird oder, wenn wir festfahren, wieder zu einem erfrischenden Bade nötigt.

Gegen Mittag mündet der Humea in den Meta ein, den größten und noch fast unbekannten Zufluß des Orinoco. Wir befinden uns noch weit im Oberlauf, wo der Meta eine Breite von vielleicht 200 Metern hat. Jetzt am Ende des Sommers führt er nicht viel Wasser, aber die tief eingeschnittenen Ufer lassen deutlich erkennen, daß der Meta in der Regenzeit zum gewaltigen Strom anschwillt. Bald steuert Don Melitón auf das Land zu, um in der Nähe einiger Hütten das Mittagsmahl zu kochen. Einige Indianer kommen zu uns und besteigen dann ihre schmalen Einbäume, auf denen sie mit Pfeil und Bogen bewaffnet den Fischen nachstellen. Vor unsern Augen gelingt es bald darauf einem jungen Burschen, durch einen geschickten Pfeilschuß einen schwarzen, dreieckigen Fisch aufzuspießen, und triumphierend zeigt er uns die auf so vorsintflutliche Weise erjagte Beute.

Nach kurzer Rast stößt der Bongo wieder ab, und nun ziehen wir auf den klaren Fluten des wunderbaren Stromes dahin. Niemand weiß, was hinter den uns umgebenden Urwäldern liegt; unsere Begleiter versichern, daß der Meta die Grenze der Zivilisation bildet und daß zu unserer Rechten schon das Gebiet der wilden Indianer beginnt. Von Zeit zu Zeit sehen wir eine scheue Gestalt am Ufer stehen und beim Herannahen des Bootes im Urwald verschwinden; dies sind also die wilden Indianer, die sich im Grunde genommen aber von unsern Begleitern nur dadurch unterscheiden, daß sie noch nicht zum christlichen Glauben bekehrt worden sind.

Es kommen wieder Bilder voll stillen Zaubers mitten im unberührten Urwald, wo kaum der Flügelschlag eines scheuen Vogels die tiefe Stille unterbricht. Einmal fahren wir dicht an einer brennenden Steppe vorbei, ein andermal entdecken unsere Begleiter die „Königin der Flüsse", zwei große Fische, die in schnellem Lauf an uns vorbei flußaufwärts streben. Wir erkennen sie als Delphine, wie sie in der Nähe der Antillen die Dampfer häufig umspielen und verwundern uns, diese seltsamen Tiere im süßen Wasser des Meta, tausend Kilometer vom Meer entfernt, anzutreffen.

So fehlt es uns nicht an Abwechslung, und die Stunden schwinden nur zu rasch dahin. Noch glauben wir aber, vor Anbruch der Dunkelheit nach Puerto Cabuyaro zu gelangen, während Don Melitón schon die Notwendigkeit erkannt hat, mitten in der Wildnis zu übernachten. Auf einmal weist er mit der Hand auf eine sich weithin dehnende Sandbank und erklärt, dort das Nachtlager aufschlagen zu wollen. Verwundert, aber ohne Widerspruch sehen wir zu, wie der Bongo auf das Ufer zuhält, wir springen munter an Land, und schon beginnt es urplötzlich zu dunkeln. Die Gegenstände, einige Wurzeln und Aeste, die im Sande stecken, verschwinden in unbestimmten Umrissen, und auf einmal ist es tiefe Nacht.

Wie zauberisch ist diese Tropennacht am weltverlorenen Ufer des Meta, über uns im funkelnden Sternenmeer das Kreuz des Südens, neben uns, wohlig im noch warmen Sande eingebettet und um das glimmende Feuer gelagert die Gefährten, ringsum tiefe Stille. Glücklich diese einfachen Naturkinder, denen eine solche Nacht wie tausend andere vorkommt und die sich um nichts zu kümmern haben, während wir armen Weißen noch mühsam an einigen Aesten das Mosquitonetz aufhängen müssen, um unter seiner schwülen Hülle Ruhe zu suchen.

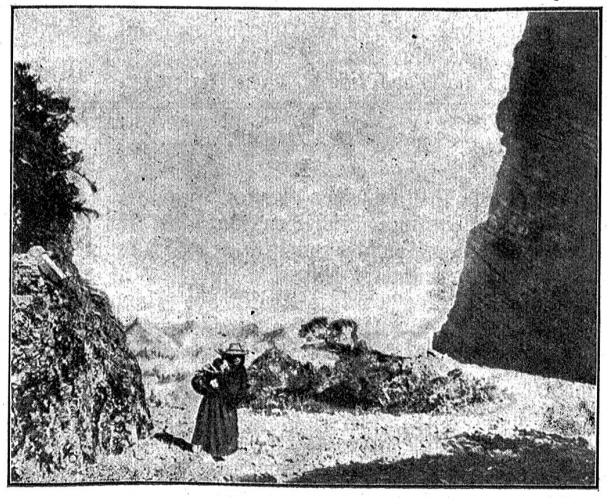
Der Tag ist noch weit, als die Gefährten schon zum Aufbruch rüsten und wir alle den Bongo wieder besteigen. Vor dem Abstoßen fragt Don Melitón, wie einem alten Brauch gehorchend, in die Stille hinaus: „Mit wem fahren wir?" und die drei Indianer an der Spitze des Bootes antworten: „Mit Gott". Diese schlichten Worte, von einfachen Indianern gesprochen, geben der Fahrt in der noch nächtlich schlummernden Wildnis eine feierliche Weihe.

Nach wenigen Stunden, wo mit dem hereinbrechenden Tag die alte Fröhlichkeit uns wieder ergreift, sehen wir

die niedern Häuser von Puerto Cabuyaro an der Uferböschung auftauchen. Wir springen an Land, schaffen die Sättel und das Reitzeug hinaus und suchen nach unserm Peon, den wir endlich ganz verschlafen hinter einer Hütte auftreiben. Unterdessen ist auch Don Melitón auf dem Dorfplatz erschienen, aber kaum kennen wir den einfachen Gefährten wieder, denn in glänzend weißem Anzuge betritt er das Land, voll Bewußtsein für die Würde des Kapitäns eines Regierungsbootes.

Puerto Cabuyaro ist ein richtiges, verlorenes Tropennest, das außer einer Kirche nur wenige Hütten aufweist. Und doch träumt das Städtchen schon von seiner künftigen Entwicklung zum Haupthandelsplatz am Endpunkt der Schiffahrt auf dem Meta; denn bis an diese Stelle (300 Meter über Meer) ist der Meta für Flußdampfer fahrbar, die von den Hafenplätzen am Atlantischen Ozean her über die Wasserstraße des Orinoco bis hier hinauf gelangen können. Noch vor kurzer Zeit wurde Puerto Cabuyaro regelmäßig von einem Dampfer bedient, der Waren für Bogotá brachte, die dann mit verhältnismäßig geringen Kosten durch Maultiere auf die Hochebene befördert wurden. Als aber die Regierung auch an diesen neuentdeckten Einfuhrhafen einen Zollposten stellte, nahm der Verkehr über Puerto Cabuyaro ein vorzeitiges Ende, so daß das Städtchen gegenwärtig wieder ganz verlassen und eingeschlafen ist.

Nach herzlichem Abschied von unsern Reisegefährten und kurzer Rast in Puerto Cabuyaro besteigen wir die inzwischen ausgeruhten Reittiere und machen uns auf, um die über 200 Kilometer weite Strecke nach Villavicencio wenn möglich in zwei Tagen zurückzulegen. Dies kostet allerdings eine gewaltige Anstrengung, da zwölf- und mehrstündige Ritte in der Tropenhitze keine leichte Sache sind. So ist es nicht verwunderlich, daß von den langsam sich abrollenden Bildern der einförmigen Steppe wenig Eindrücke haften bleiben. Am zweiten Tage kommen wir aber wieder in die Nähe der Berge, da die Cordilleren hier weit in die Ebene hinaus treten. Die letzte Strecke des Weges führt nun durch gebirgigen Urwald, wo uns plötzlich die Dunkelheit überrascht. Schon ist es tiefe Nacht, als wir endlich auf todmüden Tieren an den reißenden Rio Guatiquia kommen, den wir durchqueren müssen, um noch nach Villavicencio zu gelangen. Es ist ein gefährliches Wagnis, in solchem Zustande sich in den reißenden Fluß zu stürzen, wo weder Furt noch Grund mehr erkennbar sind, und der Reiter sich blind dem Instinkt seines müden Tieres anvertrauen muß.



Bergpass in den Anden.

Doch es gelingt, und erleichtert ziehen wir in das nächtliche Villavicencio ein. Wie ein Lauffeuer geht die Nachricht von unserer Ankunft durch das Städtchen, wo die ganze Fahrt dank den phantasievollen Erzählungen unseres Peons gebührendes Aufsehen erregt.

In den Ostcordilleren.

Auf frischen Tieren machen wir uns am andern Tage nach der Hochebene von Bogotá auf und genießen noch einmal alle Schönheiten des Aufstieges bis auf jene Höhe, von wo ein letzter Blick in das geheimnisvolle Tal zurückschweift, dessen Schluchten den Zugang zum Land der Llanos hüten. Jenseits des Passes nimmt uns wieder das so ganz anders geartete Bild des Andenhochlandes gefangen und wie wir der Hauptstadt zustreben, werden wir uns erst bewußt, daß die unvergeßliche Fahrt in die Llanos schon der Erinnerung angehört.

Ferien.

Plauderei von O. Braun.

Ferien! .... Hörst du, wie wonnig das klingt! Es ist, als vernähme man beim bloßen Lesen des Wortes schon fernes Herdengeläute, Vogelgezwitscher, das Rauschen eines Bergbaches, den Juhschrei des Hirtenknaben. Wälder, Wiesen, Berge, Seen werden urplötzlich sichtbar.

Ferien! Freiheit, Loslösung von allem Zwang und Druck, Befreiung von den Ketten und Banden, die uns im Getriebe des Alltags umschlossen halten.

Zwar jene ungetrübte, reine, naive Freude, wie sie die Jugend empfindet, wenn ein Schulquartal zu Ende gegangen, die Glocken in allen Korridoren Ferien verkünden, jene tiefe, mit keiner Erdenschwere belastete Freude wird uns Erwachsenen schwerlich mehr zuteil werden. Aber ein freudiges Gefühl ist es immerhin, das in uns aufsteigt, wenn uns an einem schönen Morgen, da wir aus dem Schlaf erwachen, das Bewußtsein ins Ohr flüstert: Mensch, du hast Ferien! — — —

Lange bevor der ersehnte erste Ferientag erschienen, ist man allerorten mit Vorbereitungen beschäftigt. Karten, Reisebücher werden studiert, Verwandte und Bekannte um Rat angefragt. Stolze, hochfahrende Pläne werden aufgebaut und das grüne, buntbewimperte Tannenbäumchen der Hoffnung flattert hoch darüber im Winde. Nach wenigen Tagen fallen die kühnen Projekte zwar meistens in Nichts zusammen oder müssen in ihren Dimensionen um ein Beträchtliches reduziert werden. Schopenhauer mahnt nicht umsonst, unsere Phantasie im Zügel zu halten, keine Luftschlösser zu bauen, die wir gleich darauf, unter Seufzern, doch wieder zusammenreißen. Aber der Mensch hofft, sehnt und träumt, trotz allen Enttäuschungen!

Verschiedenartig ist die Art und Weise, wie der Einzelne seine Ferien verbringt. In stiller, ländlicher Zurück-